

A surreal painting of a forest. The trees are dark, almost black, with a dense canopy of thin, reddish-brown branches. A bright, glowing path of yellow and orange light cuts through the center of the forest, leading towards the horizon. The overall atmosphere is mysterious and ethereal.

PAUL
BRODOWSKY

VÄTER

ROMAN

SUHRKAMP

SV

PAUL
BRODOWSKY

VÄTER

ROMAN

Suhrkamp



Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: David Schnell, Wald, 1999,

Eitempera auf Leinwand, 200 cm x 150 cm, VNG art,

courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin,

Foto: Uwe Walter, Berlin, © VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43103-0

www.suhrkamp.de

VÄTER

Für L. und für S.

Mein Vater tanzt ausgelassen, beinahe ekstatisch. So habe ich ihn noch nie erlebt, immer wieder fordert er neue Frauen auf, die Braut, die Brautmutter oder die Freundin des jüngeren Bruders des Bräutigams, er tanzt wie ein Derwisch, wirft sich voll hinein, singt mit bei den Refrains der Lieder, ganz gleich, ob er die Cover-Songs kennt oder nicht, Beatles, Stones, Elvis, aber auch neuere Sachen, die der dunkelhaarige, Mitte vierzigjährige Alleinunterhalter hinter dem Keyboard spielt, Michael Jackson, a-ha und frühe Eurodance-Nummern, die ich aus dem Radio oder von Mittelstufenpartys kenne, Right Said Freds *Don't Talk Just Kiss*, eine Keyboardpolkaversion von *Please Don't Go* von Double You, *Don't goo-ohohoho, don't go away*, singt mein Mitte sechzigjähriger, vollbärtiger, glatzköpfiger, mir damals schon eher klein vorkommender Vater, deutlich übergewichtig, vermutlich rund fünfundneunzig oder achtundneunzig Kilo schwer bei einem Meter siebzig Körpergröße, während er eine ungefähr gleich alte Frau mit Perlenkette herumwirbelt. Wenn er mit meiner Mutter auf Festen ist, beginnt er immer, mit ihr zu tanzen, fordert sie auf, meine Mutter lässt sich mit gequältem Blick darauf ein, für einen, maximal zwei Walzer, man kann sehen, wie schlecht sie auf der Tanzfläche harmonieren, und mein Vater lässt dann auch bald wieder ab vom Tanzen, nicht aber an diesem Abend. Keiner der anderen Gäste tanzt so wild. Betrunkene kenne ich meinen Vater nur dumpf versunken am Tische sitzend, oft auch dann, wenn meine Eltern Gäste haben, oder konträr dazu, aber das nur im engen Familienkreis, verbal leicht übergriffig, seine Sprache

ebenso verschlurt wie seine nach außen gekehrte, unspezifische, übertriebene Emotionalität, bis hin zu der offenen Aggressivität seiner in meiner frühen Kindheit etwa halbjährlichen, den ganzen Abend und die halbe Nacht andauernden Wutanfälle. Es befremdet mich, meinen Vater hier so rauschhaft ausgelassen zu erleben, und ebenso befremdet mich, dass alle Menschen in dieser uns beiden fast völlig unbekanntem Umgebung so ungebrochen positiv darauf reagieren – seine Rauschzustände werden in der Familie immer mit kollektiver Verachtung und gleichzeitig mit Angst hingenommen, etwas, was man ertragen und überstehen muss wie einen Sturzregen auf einer Wanderung, morgen ist es vorbei. Hier auf der Hochzeit kommentieren die Söhne des Schulfreundes meines Vaters seine alkoholisierte Beschwingtheit geradezu bewundernd, *schön, dass Onkel August so viel Spaß hat*, sagen sie völlig ironiefrei. Wir sind auf der Hochzeit seines einzigen Patenkindes, des Sohns eines Schulfreundes. Es ist eine der ganz wenigen Reisen, die ich mit ihm zu zweit mache, nach F., südlich von Köln. Der Schulfreund meines Vaters hat dort ein Taxiunternehmen, seine Söhne sind beide als Fahrer angestellt, die Familie leistet sich privat einen kleinen rot-schwarzen Alfa Romeo und einen grazilen fuchsroten Windhund, der in Schönheitswettbewerben Preise ergattert, sie besuchen uns einmal etwa zwei Jahre zuvor zusammen mit dem Hund in Flensburg. Mein Vater und ich essen auf der Hinfahrt zu der Hochzeit gemeinsam im ansonsten leeren Speisewagen des Intercityzuges, es ist das erste Mal, dass ich überhaupt in einem Speisewagen sitze, wir bestellen zwei Teller Erbsensuppe, aber die Kellnerin rät uns von der Suppe ab, die sei sauer, sagt sie und verzieht leicht das Gesicht. Wir bleiben drei Nächte in F., tauchen ein in den Taxifahrerkosmos, gehen am Vorabend der Hochzeit essen, meine Eltern gehen nie mit uns essen, außer auf Reisen.

– Wollt ihr zum Griechen, zum Italiener oder zum Chinesen?, fragt uns einer der Söhne des Schulfreundes meines Vaters.

Ich bin beeindruckt von so viel Kosmopolitismus, der Klarheit dieser Lebensform – der wunderschöne, nie einen Laut von sich gebende, melancholische Windhund, Auto fahren, essen gehen, Manschettenknöpfe, gestärkte Oberhemden, all das scheint mir irgendwie beneidenswert, am Nachmittag vor dem Hochzeitstag werde ich Kaffee kaufen geschickt, in den um die Ecke liegenden Supermarkt, ein Pfund *Dallmayr prodomo*, dieser Markenname klingt für mich wie eine märchenhaft fremde Losung, ich muss zweimal nachfragen, ehe ich verstehe, um was es sich dabei überhaupt handelt, und mir die seltsame Formel einprägen kann, bei uns zu Hause gibt es ausschließlich *Albrecht Gold Kaffee*. Außerdem darf ich auf dem *Amiga* des älteren Sohnes stundenlang Computer spielen, auch im Haus meiner Eltern gibt es Rechner, einen *Commodore 64* mit Floppy-Disk-Laufwerk, einen *Atari* und einen *286er*, den sich meine älteste Schwester, Sigrid, Mitte der Achtziger vom Preisgeld eines Bundesschülerwettbewerbs kauft, das sie für ihre Facharbeit in Chemie erhält, aber für alle diese Rechner gibt es bei uns im Haus so gut wie keine Spielesoftware – hier darf ich am Vorabend des Festes bis tief in die Nacht hinein *Ports of Call* spielen und Frachtschiffe in alle Überseehäfen der Welt dirigieren. Auf dem Fest dann trinke ich erst Wein und später Bacardi Cola, es ist das erste Mal, dass ich überhaupt in Anwesenheit meines Vaters Alkohol trinke, er selbst trinkt sehr viel, wie bei ihm damals bei solchen Gelegenheiten, aber durchaus auch an normalen Wochentagen üblich, ich hingegen kippe verstohlen, als das Tanzen schon im Gange ist oder die Braut gerade entführt wird, oder ist es irgendein anderes Hochzeitsspiel, die Tische stehen überwiegend verwaist da, jedenfalls kippe ich nach und nach verstohlen Reste aus den noch herumstehenden Weingläsern in mich hinein, während

ich im Verlauf des Essens allen mir angebotenen Wein neben meinem Vater sitzend strikt abgelehnt habe.

– Ich trinke keinen Alkohol!, sage ich.

Später lungere ich dann bei der Bar herum, bis mich die Braut fragt, ob ich noch etwas möchte, ich könne an der Bar alles bestellen, woraufhin ich mich für ein unverräterisches Mixgetränk entscheide und so also zu meiner ersten Rum Cola komme.

Und dann, am letzten Abend in unserem Ferienhaus in D., ich mache über einige Tage hinweg Interviews mit meinem Vater, die Kinder schlafen, meine Mutter ist ebenfalls schon ins Bett gegangen, ich habe eigentlich nicht mehr damit gerechnet, dass mein Vater und ich noch weitersprechen, gießt mein Vater mir und sich selbst noch etwas Rotwein ein und bringt seinen *Ahnenpass* an den Tisch, jenes Dokument, das 1943 für ihn angefertigt wird und seine, wie es damals heißt, *arische Abstammung* nachweisen soll, wegen seines Eintritts als Zehnjähriger in die *Nationalpolitische Erziehungsanstalt* in Stuhm. Ein halbes Jahr zuvor erzählt er mir vollkommen aus dem Nichts, dass er eine jüdische Großmutter habe, wir sitzen in Berlin im Auto, ich bringe meine Eltern zum Bahnhof, wir haben den Tag über den ersten Geburtstag unserer Tochter Anouk gefeiert und das Fest zum Anlass genommen, Judiths und meine Eltern miteinander bekannt zu machen, der Tag im Garten verläuft entspannt, es gibt Kaffee und Kuchen, Geschenke für Anouk, die Kinder laufen herum und genießen sichtlich, dass alle vier Großeltern gleichzeitig da sind, wir zupfen Unkraut, pflanzen zwei Blumen ein, Peter, Judiths Vater, erklärt mir, wie ich die drei Rosenstöcke, die noch von unserem Vorgänger im Garten stehen, im Frühjahr zurückschneiden könne, gegen sechzehn Uhr breche ich mit meinen Eltern auf, sie wollen nach S., am nächsten Tag wird dort ein anderes Enkelkind von ihnen ein-

geschult, der älteste Sohn meiner Schwester Uta, und mein Vater fängt also im Auto sitzend plötzlich an, in einem stockenden, beinahe beichtenden Tonfall zu erklären, dass seine Großmutter eine geborene Salamon gewesen sei.

Vor dem Fenster der Baum, an den Enden der Zweige die blassgrünen Knospen, darunter jeweils die abgestorbenen, aber noch nicht herabgerieselten Riste der Ahornsamen des Vorjahres, trocken und brüchig, hinter dem Baum die Brücke über den Landwehrkanal mit einer Handvoll Touristen, die den Sonnenuntergang betrachten, jenseits des Kanals in der Glogauer Straße die sich über den Asphalt beugenden Straßenlaternen, das noch schwach grünliche Neonlicht der gerade erst aufglühenden Leuchtkörper, die blattlose Krone des Baumes scheint greifbar nah, am Fenster stehend beim Blick nach unten die zum Stamm hin zusammenlaufenden Äste und unter der braunen, von Pflaster- und Kantsteinen eingefassten Baumscheibe, die reichen muss, den Baum mit Regenwasser zu versorgen, das Wurzelwerk, das sich unbesehen auffächert, ähnlich der Baumkrone, nur knorriger, weinstockartig, verwachsen und unbeschnitten, sich verästelnd bis in kleinste Wurzelkapillaren, Mykorrhizen, Steine, Glasfaserkabel und Abwasserrohrgeflechte, Fraß und Erdgänge der unterirdischen Bewohner.

Der Wecker klingelt. Aber es ist nicht der Wecker, wie ich noch im Halbschlaf bemerke, sondern Judiths Mobiltelefon, und weil Judith nicht aufsteht, um den Alarm auszustellen, stehe ich auf, gehe rüber und stelle ihn aus. Judith liegt nicht neben mir wie gestern Abend beim Einschlafen, stattdessen liegt dort Anouk, ich nehme an, dass sie nachts wach geworden ist und darauf besteht, in unser Bett zu kommen, Judith, vermute ich, liegt inzwischen auf dem Hochbett im Arbeitszimmer, sie

kann oft nicht wieder einschlafen, wenn noch ein oder beide Kinder zwischen uns liegen. Anouk bewegt einen Arm, aber schläft weiter, unbeeindruckt vom Weckgeräusch. Ich gehe zur Toilette und dann in die Küche, setze Wasser auf. An meinen Fußsohlen bleibt etwas Sand haften, ich ziehe Handfeger und Schaufel unter dem Spülschrank hervor und fege die Küche, gestern Abend habe ich hier die Kinderschuhe entleert, den mitgetragenen Sand vom Spielplatz in den Müll geschüttet, dabei geht oft etwas daneben, eigentlich müsste ich gleich die ganze Küche oder besser die ganze Wohnung saugen, so schaffe ich nur eine Insel relativer Sand- und Krümelfreiheit. Ich fülle Wasser in die espressokanne und höre, wie Milan von seinem Bett aus leise murr, konturloses Melde- und Protestgeräusch, ich gehe ins Kinderzimmer, sage ihm guten Morgen, streiche ihm über den Kopf. Er liegt eingegelt und noch nicht ganz wach im Bett, möchte *aufs Lager* getragen werden, wie er sagt, ausnahmsweise, also hebe ich ihn auf, den kleinen, schlaksigen, noch schlafwarmen Körper, der sich sofort wie ein Rucksack auf der Brust an mich schmiegt, und trage ihn samt Bettdecke ins Wohnzimmer, lege ihn dort auf der Steppdecke am Boden ab. Er protestiert heute Morgen nicht, dass er kein Kinderhörspiel hören darf, nimmt sich stattdessen ein Bilderbuch. Ich gehe zurück in die Küche, schüttele Milch aus dem Kühlschrank in die beiden Fläschchen und etwas kochendes Wasser dazu, um die Milch zu erwärmen, bringe ihm seine Flasche. Von Anouk höre ich aus dem Schlafzimmer jetzt auch ein wortloses Sich-bemerkbar-Machen, ich gehe zu ihr, trage sie in ihrem Schlafsack in die Küche. Sie fragt nach ihrer Mama, sichtlich enttäuscht, dass ich es bin, der sie holt, protestiert etwas, lässt sich dann aber mit ihrer Flasche beruhigen. Ich schalte das Küchenradio an, Deutschlandfunk, setze den Kaffee auf, gieße Sojamilch in den Milchschaumer, gehe ins Arbeitszimmer und wecke Judith.

– Es ist zehn vor sieben, sage ich.

Sie sagt, sie komme gleich, und bleibt noch etwas liegen, wie sie das fast immer tut, wenn ich sie wecke. Zurück in der Küche schneide ich Brot, decke den Tisch, zwei Melaminteller für die Kinder, zwei Porzellanteller für Judith und mich, Messer, Ziegenfrischkäse, Marmelade, Honig. Judith kommt in die Küche, sie sieht etwas zerschlagen aus, sie sagt, sie habe Kopfschmerzen, ob sie als Erste duschen könne?

Anouk gibt mir ihre leere Flasche, ich spüle sie aus und stelle sie umgedreht auf das Abtropfgitter. Ich schiebe Brot in den Toaster, fülle Milch und Milchschaum in zwei japanische Holzschalen und gieße dann den inzwischen durchgelaufenen Espresso darauf. Anouk möchte, dass ich ihr den Schlafsack aufmache. Ich schmiere Milan ein Brot mit Frischkäse und Erdbeermarmelade, suche Klamotten für ihn raus. Dann schnappe ich mir Anouk, die im Flur auf dem Fußboden angefangen hat, mit zwei Feuerwehrautos zu spielen, trage sie ins Schlafzimmer, lege sie auf den Wickeltisch, ziehe ihr den Schlafanzug aus, öffne die Windel, wische mit ein paar Feuchttüchern ihren Po sauber, schneller, als ich sie davon abhalten kann, kratzt sie sich mit zwei Fingern am Hintern, ich wische rasch ihre Finger wieder sauber, bevor sie die Scheiße irgendwo hinschmiert. Als ich ihr eine neue Windel angezogen habe, kommt Judith aus der Dusche, es ist jetzt 7:20 Uhr, in fünfundvierzig Minuten müssen wir spätestens aufbrechen zur Kita, sonst kommen wir zu spät. Ich gehe ins Wohnzimmer, sage Milan, er solle sich jetzt anziehen, sonst werde nach hinten raus alles gehetzt. Er möchte etwas vorgelesen bekommen, ich lese ihm eine Doppelseite aus seinem Buch über riesige Baumaschinen, Tagebaubagger und Kipplader vor, dann sage ich noch einmal, dass er sich jetzt bitte anziehen solle. Es ist 7:31 Uhr. Ich springe unter die Dusche, erst kalt, dann heiß, Shampoo, Spülung, Duschgel, Gesichtsseife, kalt

abduschen, abtrocknen, Deo, dann frische Unterwäsche und in die übrigen Klamotten von gestern Abend. 7:50 Uhr. In der Küche schmiere ich mir eine getoastete Vollkornbrotscheibe, Judith hat inzwischen beide Kinder angezogen, Milan isst die Reste seines Marmeladenbrot, Anouk kaut an ihrem Brot mit Frischkäse. Ich schütte nebenbei den lauwarmen Kaffee in mich hinein.

– Wer bringt die Kinder?, frage ich Judith. Kannst du, dann kann ich schon packen?

– Ich wollte hier arbeiten und nebenbei noch ein bisschen die Wohnung putzen, damit es nicht so dreckig ist, wenn meine Mutter nachher kommt, sagt sie.

Dann werde ich meinen Zug verpassen, denke ich, sage aber nichts, da Judith ab heute Nachmittag eine ganze Woche lang alleine mit ihrer Mutter für die Kinder zuständig ist.

– Milan, geh bitte vor und zieh deine Schuhe an, sage ich.

Ich stehe auf und packe zwei Äpfel und ein Schnuffeltuch in einen Jutebeutel. Es ist 7:57 Uhr. Ich schnappe mir Anouk von ihrem Stuhl, sie hält ihr Brot fest und isst weiter daran herum. Ich gehe mit ihr in den Flur, ziehe ihr die Schuhe an, die wir gestern gekauft haben, sie lässt es heute ohne Protest über sich ergehen.

– Milan, zieh bitte deine blaue Fleecejacke an, sage ich.

Milan spielt mit einem der Feuerwehrautos und reagiert nicht. Ich schlüpfte in meine eigenen Schuhe. Judith versucht, Anouk ihr Kleid überzuziehen, sie hat nur eine helle Wolle-Seide-Leggings und ein fleischfarbenedes Wolle-Seide-Shirt an, aber Anouk protestiert, strampelt mit den Armen, wehrt sich nach Leibeskräften.

– Später, später!, sagt sie.

– Dann musst du ihr das Kleid in der Kita anziehen, damit sie nicht den ganzen Tag als Ski-Opa rumläuft, sagt Judith und packt das Kleid in den Jutebeutel.

– Milan, zieh jetzt bitte endlich deinen Fleece an, wir kommen zu spät!, sage ich.

Er schaut genervt auf und nimmt in schlafwandelndem Tempo seine Jacke vom Haken. Als wir die Wohnung verlassen, ist es 8:06 Uhr, alle drei haben wir jetzt Jacken an, die beiden Kinder Mützen und Fahrradhelme. Nach dem Frühstück meine Zähne zu putzen, habe ich aus Zeitmangel auf ein unbestimmtes Später verschoben, was meistens bedeutet, dass ich sie bis zum Abend nicht putze. Judith trägt Anouk auf dem Arm nach unten, Milan läuft voraus. Unten im Hausflur schließe ich erst Milans und dann mein Fahrrad auf, Milan wendet sein Rad in dem engen Flur und schiebt es nach vorne auf die Straße, ich folge ihm. Judith setzt Anouk in den Kindersitz, schnallt sie an, verabschiedet sich von den Kindern. Es ist 8:12 Uhr.

– Ich verpasse meinen Zug, sage ich schlecht gelaunt.

Judith sagt nichts, schaut nur etwas schuldbewusst.

– Bis gleich, sage ich.

Wir fahren los. Milan will Großwagen und Kleinwagen spielen, wir tauschen Polizeifunksprüche aus. An jeder Kreuzung halten wir an der Bordsteinkante an.

– Links, rechts, links, sage ich.

Milan schaut und fährt jedes Mal erst los, wenn die Straße in beide Richtungen drei oder vier Häuserblöcke weit frei ist. Zwischendurch schiebe ich ihn mit einer Hand an seiner Schulter etwas an, damit wir schneller vorankommen. An der Wildenbruchstraße ist so viel Querverkehr, dass ich ungeduldig werde. Als sich eine eher knappe Lücke ergibt, sage ich:

– Jetzt können wir!

Milan protestiert etwas, kommt dann aber nach. Ein schwarzer Passat, der links blinkt, biegt an der Querstraße auf der anderen Seite der Brücke nicht ab und kommt weiter in mittlerem Tempo auf uns zu. Ich halte auf der Straße an, der Pas-

sat bremst auf der Brücke und wartet darauf, dass Milan die Straße überquert. Die Situation ist etwas unangenehm, aber nicht wirklich brenzlich, Milan muss anhalten, um sein Vorderrad den Bordstein hochzuwuchten, dann fahren wir weiter. Wir kommen um 8:31 Uhr an der Kita an, Milan ist fünf Minuten später im Gruppenraum, sechs Minuten zu spät, aber Georg, der Erzieher, sagt nichts und schaut nur gnädig. Milan und ich verabschieden uns in der Tür zum Gruppenraum mit einem Kuss, wie jeden Morgen, dann gehe ich mit Anouk zu ihrer Gruppe, ziehe ihr in der Garderobe Helm, Mütze, die beiden Jacken und die Schuhe aus und die Lederschlappen an. Wieder weigert sie sich, das Kleid anzuziehen. Die Mutter von Lilly, die gerade ihrem Kind aus den diversen Klamotten hilft, versucht, mich zu unterstützen.

– So ein schönes Kleid, Anouk!, sagt sie.

Aber Anouk bleibt stur.

– Später, später!, sagt sie.

Sie nimmt Apfel und Schnuffeltuch entgegen, klopft mit dem Apfel gegen die Tür des Gruppenraums, die Tür wird von innen geöffnet, ich verabschiede mich von Anouk, und schon ist sie verschwunden. Ich rase nach Hause, hole den Rollkoffer aus dem Keller, eile nach oben. Zum Packen habe ich noch fünfundzwanzig Minuten Zeit. Ich drucke mein Bahnticket aus, schmeiße fast wahllos Klamotten und möglichst gezielt einige Bücher in den offenen Koffer, packe den Rechner ein, das Netzteil, das Ladegerät für das Mobiltelefon, für die Fahrt drei kleinere Äpfel aus unserem Garten. Als ich fertig bin, realisiere ich, dass genau jetzt mein Bus kommt, der mich zur S-Bahn bringen soll, die zum Südkreuz fährt.

Ich verabschiede mich hastig von Judith, stürze mit dem Rollkoffer und der Laptoptasche aus der Wohnung. Unten auf der Straße fällt mir auf, dass ich das Aufnahmegerät nicht dabei habe. Ich weiß gerade nicht mehr, ob ich die letzte Da-

tei mit den Gesprächsaufnahmen mit meinem Vater schon vor einigen Wochen heruntergeladen habe oder nicht, und eigentlich möchte ich am Nachmittag meinen Vater weiter interviewen, also haste ich zurück, die Haustür steht noch offen, lasse den Rollkoffer unten im Hausflur stehen, springe die Treppen hoch bis in den dritten Stock, schließe die Wohnung auf, rufe der verwunderten Judith eine Erklärung zu, eile zum Sideboard, stopfe Gerät und Kabel in meine Laptoptasche, renne wieder, zwei Stufen auf einmal nehmend und die letzten vier Stufen jedes Absatzes ganz überspringend, die Treppe runter und weiter bis zur Bushaltestelle. Zum Glück kommt relativ bald der nächste Bus. Zwei Haltestellen später steige ich aus, renne mit dem Koffer im Schlepptau über die Straße, stürze die Treppen hoch auf das Ringbahn-Gleis, als gerade die richtige Bahn einfährt, die heute Morgen wegen einer Weichenstörung jedoch an der Hermannstraße ihre Fahrt beendet. Als ich am Südkreuz ankomme, hat der ICE vor einer Minute den Bahnhof verlassen.

Vor dem Fenster der Baum, die Blätter des Ahorns werden von der tiefstehenden Sonne angestrahlt, ein warmes Licht liegt auf seiner Krone, beleuchtet die Blätter, die graugrünen Flechten auf der Aststruktur. Unten auf der Thielenbrücke stehen Paare und kleine Gruppen, sie machen Fotos von der über dem Landwehrkanal untergehenden Sonne, das sich leicht kräuselnde Wasser des Kanals ist mit Gelb- und Orangetönen bedeckt, so dass man das Schwarz des Wassers nicht erkennen kann, Schlamm und hinabgesunkenen Müll am Grund, ein halb verrostetes Fahrrad, einen gefluteten Röhrenfernseher, Glasflaschen, rottendes Holz.

Wenn ich mir das Innere meines Körpers vorstelle, denke ich an die Farbe Rot, Blutrot, das Violetrot der Leber, das Grau-

rot von Darmschlingen. Aber natürlich ist es in meinem Körper fast überall dunkel, dunkel wie das Wasser der Ostsee bei Nacht, tangdunkel, miesmuschelschalenschwarz, das Innere von geborstenen Feuersteinknollen. Aus diesem Dunkel einige Bilder:

eine geteerte Einfahrt in Form eines Halbkreises, dahinter hell gestrichenes Holz, es muss das Haus gegenüber sein, ein sonniger Tag, in der Mitte des Halbrunds ein Beet, in dem mohnrote Blumen blühen, auf der Einfahrt steht mit dem Heck zur Straße ein hellblauer Kombi, meine Mutter hebt mich hoch, durch die Heckscheibe kann ich sehen, dass in dem Auto eine Handvoll Katzen ist, eine schwarz-weiße Katze hält sich mit eng zusammengestellten Füßen auf dem schmalen Polster der Rückbank, eine weiß-braun gescheckte Katze döst auf dem Beifahrersitz, eine getigerte Katze springt zwischen den Vordersitzen hindurch auf das Armaturenbrett, im Kofferraum spielen zwei junge Katzen miteinander, beide halb auf der Seite liegend, sie betatzen sich mit eingezogenen Krallen, ihre hellen Bauchfelle pulsieren

ich stehe vor unserer Nachbarin, Mary, sie ist sehr schlank und sehr groß, etwas älter als meine Mutter, ich schaue zu ihr hoch, lächle sie an, sage: *Cookie, cookie*, sie zieht bedauernd die Augenbrauen hoch, hebt die Arme und sagt sehr langsam und deutlich: *All ... gone*

mein Vater trägt mich als Zweijährigen über die Holzwege auf Fire Island, ich habe eine ausgebleichene Kapuzenjacke mit gesteppten Ärmeln an, er hält mich hoch, fast auf Schulterhöhe, ich blicke etwas verkniffen in die Kamera, die Sonne oder den Seewind in den Augen, mein Vater hält dieses achte Kind, das ich bin, wie einen Pokal oder eine

Trophäe ins Bild, er hat noch dunkle Haare, wenngleich schon eine Halbglatze, eine, wie ich heute finde, entfernt an den älteren Arnold Schönberg erinnernde Frisur und Schädelform. Ob dieses Foto von meinem Vater und mir noch existiert oder jemals existiert hat, weiß ich nicht

ich gebe *Bellport Browns Lane NY* in die Suchmaske ein, zoome an den unteren Straßenabschnitt nahe der Bellport Bay und der kleinen Marina heran, schalte auf Satellitenansicht und überlege, welches der Häuser es gewesen sein könnte, das meine Eltern ein Jahr lang gemietet hatten 1981 / 82, ich kann ein Wohnhaus ausmachen, das einen Widow's Walk zu haben scheint, eine Art Dachterrasse für Kapitänswitwen, die nach ihren Männern auf See Ausschau halten, vermutlich ist der Widow's Walk um 1920, als die Häuser dort gebaut werden, bereits ein nostalgisches, eher ornamentales Architekturrelikt, ein Zitat älterer Bauten, das zu dieser Zeit schon seine ursprüngliche Funktion eingebüßt hat, wenn denn Widow's Walks jenseits von Erzählungen überhaupt jemals diese Funktion erfüllt haben. Ich schalte auf die Street-View-Funktion um, ja, es ist das richtige Haus, das ich von Fotografien und zwei späteren kurzen Besuchen 1986 und 1993 kenne, ich schalte zurück auf Satellitenansicht, zoome wieder heraus und schaue mir aus der Satellitenperspektive die gegenüberliegenden Häuser an, keines hat eine halbkreisrunde Einfahrt. Das Bild von den Katzen im hellblauen Kombi habe ich nur geträumt. Oder die Einfahrt wurde in den letzten fünfunddreißig Jahren abgerissen und eine neue, weniger raumgreifende gebaut. Als ich weiter rauszoome, sehe ich in der Querstraße, an der Shore Road, exakt die halbkreisrunde Einfahrt, kurz vor der Abzweigung zu den Bootsstegen, ein Weg, den wir oft auf Spaziergängen genommen haben dürften, dahinter ist ein